

EIN MANN SEINER KLASSE

nach dem Roman von Christian Baron

für die Bühne bearbeitet von Lukas Holzhausen und Annika Henrich



SCHAUSPIEL
HANNOVER

ZUM STÜCK

CHRISTIAN Nikolai Gemel
TANTE JULI, MUTTER Stella Hilb
BENNY Noah Ilyas Karayar / Titus von Issendorff
VATER Michael „Minna“ Sebastian
SEINE STIMME Jan Thümer

REGIE Lukas Holzhausen BÜHNE UND KOSTÜM Katja Haß
MUSIK UND VIDEO Robert Pawliczek LICHT Mario Waldowski
DRAMATURGIE Annika Henrich REGIEASSISTENZ Pia Kröll
BÜHNENASSISTENZ Florence Schreiber KOSTÜMMITARBEIT Annabelle Gotha
SOUFFLAGE Inge Krüger KINDERBETREUUNG Charlotte Jentzen, Katharina Stenwedel
LEITUNG STATISTERIE Cleo Landmann

TECHNISCHER LEITER BALLHOF Heiko Janßen LEITUNG TON UND VIDEO Oliver Sinn
THEATERMEISTER Ludwig Barklage, Erik Sonnenfeld KONSTRUKTION Andrea Franke
BELEUCHTUNG Mario Waldowski TON UND VIDEO Alexander Pauksch, Paul Zarniko
REQUISITE Pamina Brandes, Julia Hebisch MASKE Sonja Römer
ANKLEIDEDIENST Anne Rietzsch, Eike Lindwedel

AUFFÜHRUNGSDAUER 1 Stunde 45 Minuten, keine Pause
AUFFÜHRUNGSRECHTE Ullstein Buchverlage GmbH vertreten durch
Felix Bloch Erben GmbH & Co. KG

URAUFFÜHRUNG 21. OKTOBER 2021
BALLHOF ZWEI

IMPRESSUM
SPIELZEIT 2021/22

HERAUSGEBERIN Niedersächsische Staatstheater Hannover GmbH,
Schauspiel Hannover INTENDANTIN Sonja Anders
REDAKTION Annika Henrich KONZEPT UND DESIGN Stan Hema, Berlin
GESTALTUNG Philipp Baier, Madeleine Hasselmann, Minka Kudraß
FOTOS Katrin Ribbe DRUCK QUBUS media GmbH

Schauspiel Hannover, Prinzenstraße 9, 30159 Hannover
schauspielhannover.de

Christian und sein Bruder Benny ziehen die Bettdecken über die Köpfe und halten die Luft an, wenn drüben der Vater die Mutter gegen die Wand schleudert. Die Gewalt ist zur Normalität geworden, genauso wie die Armut, in der sie leben, und der Reflex, nichts nach außen dringen zu lassen, bloß nicht aufzufallen. Die Wutausbrüche des Vaters sind unberechenbar und exzessiv, und doch hofft Christian immer, dass er bleibt. Er schaut auf zu diesem Mann mit den starken Armen, der eine Waschmaschine alleine in den 4. Stock tragen kann, alle Westerdialoge auswendig kennt und der weltberühmt ist in Kaiserslautern Ost. Wie er will er werden. Zwischen verschimmelten Tapeten und Alkoholdunst und unter den misstrauischen Blicken der Nachbarn scheint die wenig versprechende Zukunft der Kinder bereits vorgezeichnet.

Nach dem frühen Tod der Mutter scheint alles verloren, doch eine Tante hält ein großes Versprechen und dank des couragierten Einsatzes von Einzelnen beginnt sich das Blatt für Christian zu wenden. Als einer, der davonkam, blickt Autor Christian Baron in seinem 2020 erschienenen Roman zurück auf eine Arbeiterkindheit in Kaiserslautern. Er erzählt von skandalöser Armut und Ausgrenzung, vom Ringen um Stolz und Würde und vom Zusammenhalt einer Familie. Einer der Brüder erscheint am Sterbebett des Vaters, einer nicht. Einer kann ihm verzeihen, der andere macht ihn verantwortlich für das Elend, den Terror und die Angst, in der er aufwuchs. Erst viele Jahre später stellt er sich die Frage, wer oder was diesen Vater zu dem machte, der er war. Er sieht ihn jetzt im Kontext seiner gesellschaftlichen Umstände, als Mann seiner Klasse.

Freunde hatten wir
keine. Verwandte
besuchten uns kaum.
Wir lebten wie
Einsiedler mitten
in der Stadt. Die
Kernfamilie als
Bollwerk, in das
niemand
eindringen konnte.

Christian Baron

DASS SOLIDARITÄT EINE SACHE VON GESTERN SEI

Ein Gespräch mit Autor Christian Baron geführt von Annika Henrich

In deinem Roman *Ein Mann seiner Klasse* beschreibst du die Geschichte deiner eigenen Familie, deine eigene Kindheit, du wachst in einem Arbeitermilieu in Kaiserslautern auf. Heute bist du Journalist und Autor, schreibst also als einer, der dieses Milieu hinter sich gelassen hat. Dennoch sagst du aber sehr klar, dass das kein Argument dafür ist, dass es eben doch jeder schaffen kann?

Christian Baron Es liegt ja durchaus nahe, in mir den Beweis dafür zu sehen, dass man es aus eigener Kraft schaffen kann, wenn man sich nur schön anstrengt. Wer das aber meint, kann in den vergangenen Jahrzehnten keine Zeitung gelesen haben – und mein Buch erst recht nicht. Mein sogenannter sozialer Aufstieg ist auf Menschen zurückzuführen, die mir Türen geöffnet haben. Das waren innerhalb der Familie meine Mutter und zwei Tanten, vor allem aber außerhalb der eigenen vier Wände meine Lehrerinnen, Menschen beim Jugendamt, Fußballtrainer, Zeitungsredakteure. Von ganz allein wäre mir der Weg zu Abitur, Studium und Journalismus niemals gelungen, da hätte ich der begabteste kleine Junge der Welt sein können. Neugier und Bildungshunger sind sicher die Voraussetzung, aber allein reichen sie nicht aus. Anders lassen sich die Zahlen nicht erklären: Mehr als 70 Prozent der Akademikerkinder in Deutschland studieren, aber nur knapp 20 Prozent der Nicht-Akademikerkinder. Das dürfte eher nicht daran liegen, dass Menschen aus nicht-akademischem Elternhaus von Natur dümmmer wären als andere, sondern an einem grundlegenden Systemfehler.

Deine Mutter war eine gute Schülerin, geht aber dennoch nach der 9. Klasse von der Schule ab ... Baron: Ja, sie ist in gewisser Weise das Gegenstück zu ihrem Sohn, der ein Glückspilz ist. Ihr fehlte die Rettung durch Menschen innerhalb des Systems, die sie unter ihre Fittiche nahmen und ihre Ermessensspielräume ausreizten, so wie es bei mir war. Außerdem fiel sie dem Patriarchat zum Opfer, das Arbeiterklassenmächtigen einen freien Bildungsweg meist noch weitaus schwerer macht als Arbeiterklassejungs, weil die klassische Haus- und Sorgearbeit noch immer weiblich konnotiert ist.

Welche Hürden waren für dich die größten in deinem Bildungsaufstieg?

Am offensichtlichsten sind die strukturellen Benachteiligungen, die es im deutschen Bildungssystem gibt. Nach der Grundschule erhielt ich eine Gymnasialempfehlung, aber kein Gymnasium in der Stadt nahm mich auf. Es war ein großes Glück, dass ich eine Gesamtschule besuchen konnte, denn wäre ich auf einer Hauptschule gelandet, hätte ich die Ochsentour bis zum Gymnasium niemals geschafft, dafür fehlte mir einfach das Selbstvertrauen. An der Universität konnte ich später keine Auslandssemester oder unbezahlten Praktika machen, weil mir das Geld und das Wissen um Stipendienzugänge fehlten. Zu den ökonomischen Nachteilen kam die kulturelle Entfremdung hinzu. Was ein Tutorium war, wer eigentlich diese „Hiwis“ sein sollten, warum zur Hölle im Vorlesungsverzeichnis bei den Uhrzeiten immer „c.t.“ oder „s.t.“ stand und wie man eine Bibliothek benutzte, das schienen die anderen längst zu wissen. Und wer nicht, der eignete es sich binnen kürzester Zeit an. Spielerisch, relaxed und furchtlos. Später dann gab mir das Selbstbewusstsein der anderen subtil zu verstehen, dass ihnen der Raum mehr gehörte als mir. Da waren Alltagsbanalitäten. Wenn ich mich zum Beispiel in der Mensa mit neuen Bekanntschaften traf, dann bedachten sie mich manchmal mit einem humorvoll getarnten Tadel, weil ich zu Pommes frites statt Salat griff. In meiner Kindheit spielte Ernährung nicht die Rolle, die ihr in bürgerlichen Haushalten zugeachtet ist. Wir aßen das, was wir uns gerade leisten konnten. Ich hatte Angst zu ertrinken in diesem Meer aus unausgesprochenen Regeln.

In einer Episode im Roman geht es um Hunger, dein Vater verliert seine Stelle, und es ist bald kein Geld mehr für Essen da. Warum muss jemand in unserem Land hungern, warum sind deine Eltern damals nicht zum Amt gegangen? Diese Frage kann ich mir heute noch nicht richtig beantworten. Sozialhilfe war damals ja ein soziales Recht. Es sagt aber schon sehr viel aus über eine Gesellschaft, wenn Menschen lieber hungern als sich der sozialen Demütigung aussetzen und zum Amt zu gehen. Mein Vater

verwarhte sich gegen so etwas, er war nie lange ohne Job und wollte sich nicht einreihen in die Riege all der „Arbeitslosenschnuten“, wie er es nannte. Das hatte für ihn etwas mit Stolz zu tun.

Einmal lässt deine Mutter die Rollläden runter, als sie weiß, dass Gewalt folgen wird. Warum schotetest sie sich ab, anstatt auf Hilfe zu hoffen? Meine Mutter ist selbst in Armut aufgewachsen, hat Gewalt zu Hause erlebt. Sie hat selbst frühzeitig das Vertrauen in die gesellschaftlichen Institutionen verloren, die eigentlich mit dem Schutz der Bevölkerung beauftragt sind. In der besagten Szene, die eine der prägenden Erinnerungen meiner Kindheit ist, behielt sie recht: Sie schottete uns von dem schrecklichen Schauspiel auf der Straße ab, auf der Polizisten meinen betrunkenen Vater misshandelten.

Dieser Vater hat viele Gesichter, es gibt auch ganz warme, lustige Momente, die du beschreibst. Wann finde die Gewalt deines Vaters an und woher kam seine große Wut? Als mein Bruder ein Jahr alt war und meine Mutter hochschwanger mit mir, da hofften meine Eltern auf ein bürgerliches Mittelklasseleben, wie sie es nie erlebt hatten. Mein Vater hatte endlich eine feste Stelle, und sie wollten raus aus ihrem Einzimmerkabuff. Der Lohn meines Vaters als ungelernter Möbelpacker war aber lächerlich gering. Er schufte jeden Tag sehr hart und kam trotzdem nicht weiter. Und eine Perspektive sah er auch nicht. Schon sein eigener Vater, ein übler Trinker und Gewalttäter, war Möbelpacker gewesen und ist nie befördert worden. Mein Vater war das, was es heute millionenfach gibt und wofür sich der Begriff „Working Poor“ etabliert hat. Das hat ihn frustriert. Sein Alkoholismus wurde schlimmer, und irgendwann trat er im Streit meiner Mutter in den Babybauch. Das war der Dammbbruch, von da an setzte es für sie und für uns Kinder immer wieder Prügel. Es ist wahnsinnig schwer, eine Kausalität zwischen der Armut und der Herkunft meines Vaters und seinem Hang zu Gewalt herzustellen, denn so einfach ist es ja nicht, sonst wäre jeder arme Mensch gewalttätig. In meinem Buch gibt es deshalb keine

erschöpfende Erklärung oder einen Determinismus. Aber mein Vater war offenbar psychisch so drauf, dass er seinen gesellschaftlich erzeugten Frust so destruktiv kanalisieren musste.

Die Kernfamilie als Bollwerk: Du beschreibst die Familie als isoliert vom Rest der Gesellschaft. Jetzt sind wir durch die Corona-Pandemie in der Situation, dass Familien sich quasi per staatlicher Verordnung isolieren. Es ärgert mich sehr, dass diese Perspektive von der Politik und den Medien derzeit fast gar nicht eingenommen wird. Der wiederholte harte Lockdown mag nötig gewesen sein, aber die sozialen Folgen sind verheerend, und darauf ist diese Gesellschaft überhaupt nicht eingestellt, sie sieht da lieber weg. Als jemand, der selbst in Armut und Budenkoller aufgewachsen ist, kann ich mir vorstellen, welche Tragödien sich seit Frühjahr 2020 hinter verschlossenen Türen abspielen. Verwunderlich ist das aber leider nicht. Seit Jahrzehnten hat die Politik durch Sozialstaatsabbau und Privatisierungen den Menschen eingeredet, dass Solidarität eine Sache von gestern sei und stattdessen jeder erst mal an sich zu denken habe. Wo soll da dann jetzt plötzlich die Empathie mit den Schwächsten herkommen?

Du schreibst auch an einer Stelle, dass ihr euch heute die Miete für eure damalige Wohnung wahrscheinlich gar nicht hätten leisten können. Wie bewertest du generell die Entwicklung seit deinem Aufwachsen in den 90er Jahren? Hat sich die Situation für die ärmere Bevölkerung seitdem verschärft? Mein Buch endet ja im Jahr 2003, also kurz bevor Hartz 4 eingeführt wurde. Und wenn Hartz 4 eine positive Wirkung hatte, dann war es die, dass es die große Armut in diesem reichen Land endlich wieder sichtbar gemacht hat. Wenn man so will, kann man der Klassengesellschaft jetzt besser beim Funktionieren zusehen. Damit meine ich nicht nur die vielen Obdachlosen und Pfandsammler, die man im Stadtbild überall verstärkt sieht. Die Idee von Hartz 4 ist es ja, die Armen auf eine neue Art zu beschämen. Wir konnten uns damals noch verstecken. Hartz 4 packt heute die Armen am Ohr, zerrt sie raus auf

die Straße und stellt sie an den Pranger. Weil Armut in dieser Ideologie des „Fördern und Fordern“ nicht mehr nur als selbstverschuldet gilt, sondern angeblich auch ein Vergehen gegen die Gesellschaft ist. Wer Sozialleistungen erhalten will, muss sich also gegenüber der Gemeinschaft rechtfertigen. Da werden die Konten überwacht, jeder von der Oma geschenkte Euro wird angerechnet, jede noch so schäbige Arbeit muss angenommen, jede noch so nutzlose Maßnahme muss angetreten werden, sonst wird dir das Geld gekürzt. Und der Pranger hat ja nicht nur eine disziplinierende Wirkung für die Betroffenen, sondern auch für diejenigen, die eigentlich keine Lust mehr haben, für einen viel zu geringen Mindestlohn für den Profit eines Unternehmens zu malochen. Sie wissen dann nämlich: Wenn ihr euch nicht ausbeuten lasst, dann landet ihr auch am Pranger.

Der Titel deines Buches verweist auch von Fragen von Männlichkeit. Als Kind bist du beeindruckt von dem starken Mann, der eine Waschmaschine alleine in den 4. Stock trägt. Spielte dieses Männlichkeitbild auch eine Rolle beim Scheitern deines Vaters?

Ich sprach ja bereits vom Stolz meines Vaters. Der gründete ganz wesentlich auf der gesellschaftlichen Erwartung, als Mann der Ernährer der Familie zu sein. Dem konnte er nie gerecht werden, eben weil wir zu arm waren. In seinem Fall stand Unmännlichkeit synonym für Unfähigkeit, und das ertrug er gar nicht. Es bereitete ihm körperliche Schmerzen. Er wollte keine Schwäche zeigen, deshalb betonte er seinen Söhnen gegenüber seine Muskeln und seine Bierseligkeit, und vielleicht trieb ihn das auch erst recht in die Gewaltspirale hinein. Als ich vor einiger Zeit die „Männerphantasien“ von Klaus Theweleit las, war ich überrascht, wie sehr ich meinen Vater dort erkannte. Theweleit schreibt, dass viele Männer in ständiger Panik leben und sich gegen die Angst vor dem körperlichen Zerfall panzern, was oft in Gewalt mündet. Wenn ein Körper früh schlecht behandelt wurde, entwickelt er keine libidinöse Beziehung zur eigenen Haut, er fühlt also nicht mehr die Grenze zwischen dem eigenen und dem fremden Körper. Mein Vater konnte diesen Panzer nie ablegen.

Wir haben uns entschieden, deinen Roman auf eine Theaterbühne zu bringen. Das Theater ist ja traditionell ein Ort der Hochkultur und funktioniert in mancher Hinsicht auch elitär. Das hat uns erst mal auch vor Fragen gestellt. Kann und soll man in der Hochkultur überhaupt Geschichten wie die deiner Familie erzählen, oder ist das anmaßend? Der Grat zwischen Aufklärung und Sozialporno ist bei diesem Thema immer besonders schmal. Leistet das einen Beitrag zu einer Veränderung der Gesellschaft oder ist es nur ein Menschenzoo? Insofern ist es bereits ein Risiko gewesen, das Buch zu schreiben, und so ist die Bühnen-

fassung nun auch ein Risiko. Aber eines, das sich lohnt. Das zentrale Anliegen meines Buches ist, eine Schreibweise zu finden, die meinen Text auch für diejenigen zugänglich macht, deren Leben hier mitverarbeitet wird. Ich wollte Leid nicht poetisieren, sondern es den Betroffenen und den Nicht-Betroffenen zugleich zugänglich machen. Aus meiner Sicht gibt es aber keine Alternative zum Erzählen dieser Geschichten. Die Gesellschaft ist atomisiert in verschiedene Milieus, die im Alltag kaum mehr Berührungspunkte haben. Eine schlecht entlohnte Reinigungskraft und ein gut bezahlter Büroangestellter kommen einander nur noch zufällig nahe, wenn das Putzen zum Dienststart um neun Uhr noch nicht beendet ist. Über Armut und soziale Ungleichheit wird ja in den Medien viel berichtet, aber eben fast immer nur abstrakt über Zahlen. Wer sich aber auf Erzählungen vom Leben ganz unten einlässt, merkt schnell, wie kompliziert und komplex diese Leben sind und wie wenig sie mit den Klischees zu tun haben, die einem RTL 2 vorgaukelt.

In der Inszenierung haben wir keinen Schauspieler besetzt, der im eigentlichen Sinne den Vater spielt. Stattdessen gibt es seine Stimme als Audiomaterial und dazu einen arbeitenden Menschen, einen Körper, in den man den Vater hineinprojizieren könnte. Der arbeitende Statist spricht nicht selbst ... Mich hat das Konzept der Inszenierung überzeugt. Ich hasse diesen Begriff ansonsten, aber hier trifft er zu: Es ist alternativlos. Mein Vater ist im Jahr 2003 gestorben, da war ich 18 Jahre alt. Er kann seine eigene Perspektive nicht mehr zum Ausdruck bringen, hat also keine eigene Stimme mehr. Das zu versuchen, wäre mir in diesem Fall falsch vorgekommen, denn ich habe ja hier keinen Roman im klassischen Sinn geschrieben, sondern ein Memoir. Mein Vater lebt durch die Erinnerung seiner Söhne weiter, und nur sie und die anderen Überlebenden können für ihn sprechen, so weh mir das auch tut – denn ich würde vieles dafür geben, wenn ich ihm heute noch einmal gegenübertreten und mit ihm sprechen könnte.

Ich habe den Eindruck, dass im Kulturbetrieb zum überwiegenden Teil Menschen arbeiten, die schon in einen Bildungshintergrund hineingeboren wurden, oft aus der eher oberen Mittelschicht kommen. Gleichzeitig würden viele Kunst- und Kulturschaffende wahrscheinlich über sich sagen, dass sie relativ prekär arbeiten. Unsichere Verträge, vergleichsweise schlechte Bezahlung ... Ich habe ja den Verdacht, dass das sogar zusammenhängt, man muss es sich ja auch leisten können und genügend abgesichert sein, um sich dem Risiko einer solchen Unsicherheit aussetzen zu können. Du bist Journalist, wie erlebst du das in dem Bereich? Mehr als zwei Drittel aller Journalisten haben oder hatten Eltern, die als Beamte oder

Angestellte mit Hochschulabschluss im gehobenen bis sehr gehobenen Dienst tätig sind oder waren. Es gibt kaum einen Beruf, dessen Zugang einem Menschen mit nicht-akademischer Herkunft so versperrt ist wie der des Journalisten. Man muss studiert haben. Weil das verlangt wird und in Deutschland überwiegend Akademikerkinder studieren, begrenzen die Medienhäuser den Kreis der Anwärter schon von vornherein erheblich. Während des Studiums muss man außerdem nebenbei schon eigene Beiträge in Medien unterbringen. Wer sich das Studium mit Aushilfsjobs finanzieren muss, weil ihn die Eltern nicht unterstützen können, wird das kaum über seine Tätigkeit als freier Mitarbeiter bei einer Zeitung tun können. Dort werden oft mickrige Honorare gezahlt, der Zeiteinsatz, der von einem erwartet wird, ist hoch. Wer nun weiß, dass der Journalismus ein elitäres, aber in weiten Teilen mittlerweile auch skandalös prekäres Arbeitsfeld mit immer weniger fest angestellten Redakteuren ist, der wird sich genau überlegen, ob er all diese Anstrengungen auf sich nimmt. Es ist sicher nicht so, dass nur derjenige gut über Armut schreiben kann, der sie selbst erlebt hat. Dass aber fast niemand in den deutschen Redaktionen dieses Leben kennt, ist ein großes Problem.

Führt das dazu, dass die Geschichten von Menschen aus ärmeren Schichten zu selten vorkommen? Ja, und es trifft auf die Literatur ebenso zu wie aufs Theater oder den Journalismus. In der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur gibt es fast keine Erzählungen von „ganz unten“. Ein wichtiger Grund dafür, dass mein Buch so stark wahrgenommen wurde, liegt darin: Ich bin ein Exot. Die Verlage weigern sich ja nicht, Geschichten wie meine zu drucken. Es ist vielmehr so, dass viel zu wenige mit meiner Perspektive in die Lage kommen, ein Buch über das Leben in Armut zu schreiben.

Es gibt im Buch die Anekdote, dass du bis heute einen Fernseher hast, den aber versteckt, wenn Besuch kommt, und dagegen deine Bücher im Regal ausstellst. Bourdieu beschreibt das in „Die feinen Unterschiede“, dass es eben nicht nur die ökonomischen Umstände sind, die Klasse ausmachen, sondern auch der Geschmack, also eine Vielzahl von ganz subtilen Zeichen und Codes. Wie stehst du dazu heute, wie sehr hast du dich angepasst an deine neue Umgebung? Die feinen Unterschiede nehme ich noch immer jeden Tag wahr. Hauptberuflich arbeite ich ja als Redakteur einer Wochenzeitung in Berlin. In Redaktionskonferenzen habe ich oft das Gefühl, fehl am Platz zu sein. Wo die anderen doch immer so klug und selbstbewusst über Politik, Wirtschaft und Kultur sprechen. Es kommt mir manchmal so vor, als hätten die Kollegen ein letztes Geheimnis, zu dem mir der Zugang fehlt. Und ich Idiot hab keine Ahnung, welches Geheimnis das ist, was dazu führt, dass ich mich

in solchen Konferenzen erst recht nur selten zu Wort melde, denn ich warte immer nur darauf, dass jemand entdeckt, wie blöd und unfähig ich in Wahrheit bin. Das ist dieses Hochstapler-Syndrom, das nur Menschen kennen, die in sogenannten bildungsfernen Verhältnissen aufgewachsen sind. Da mir der enge Kontakt zu meiner Familie noch immer wichtig ist, lebe ich ständig „zwischen den Welten“. In Kaiserslautern spreche ich in meinem pfälzischen Dialekt, und wenn ich dort mal versehentlich Hochdeutsch rede, dann lacht mein Bruder mich aus und drückt mir einen Spruch rein wie den, ich halte mich wohl wieder für was Besseres.

Aus dem Roman hast du politische Analysen weitgehend rausgelassen. Warum? Mir geht es nicht um eine politische Botschaft, das tut Literatur nie gut. Wenn ich das gewollt hätte, wäre ein Pamphlet besser gewesen. Nein, ich wollte hier der Kraft der Erzählung vertrauen. Aber natürlich soll diese Geschichte kein Selbstzweck sein, sondern etwas über die Gesellschaft aussagen, in der wir leben. Der Text soll im besten Fall aus sich selbst heraus politisch wirksam sein. Es geht mir darum, dass die Lesenden für die Dauer der Lektüre ein anderes Leben leben. Wer den Sog der Literatur kennt, der versetzt sich in andere hinein und lernt vielleicht sogar Empathie.

Was sollte sich konkret politisch ändern, hier und heute? Wenn wir den Kapitalismus schon nicht sofort überwinden können, dann muss er endlich wieder in Ketten gelegt werden. Die 85 reichsten Milliardäre der Welt besitzen genauso viel Vermögenswerte wie 3,5 Milliarden Personen, das heißt der ärmste Teil der Menschheit. Diese Ungleichheit ist kein Effekt, der sich auf den Globalen Süden beschränkt. Nach Zahlen der UNICEF sind elf Prozent der spanischen Kinder unter zehn Jahren unterernährt. In den Schulen der ärmeren Stadtteile von Berlin bringen die Lehrer Brot und Milch in die Schule mit, weil Kinder morgens blass und mit leerem Magen in die Schule kommen. Es wäre für den Moment viel gewonnen, wenn es wieder eine sozialdemokratische Politik gäbe. Denn die gibt es schon lange nicht mehr, zumindest nicht in der Regierung, da können manche noch so laut rufen, die CDU oder Angela Merkel seien sozialdemokratisiert, es wird dadurch nicht wahrer. Es bräuhete eine sofortige Abschaffung von Hartz 4, eine Erhöhung der Sozialleistungen, die Einführung der Gemeinschaftsschule, alle großen Privatisierungen oder Teilprivatisierungen der vergangenen Jahrzehnte müssten rückgängig gemacht werden, und es bräuhete massive Investitionen in die öffentliche Infrastruktur. Geld ist nicht alles, aber ohne Geld ist alles nichts. Es ist die Voraussetzung dafür, dass mehr Menschen im System ihre Ermessensspielräume so ausreizen können, wie es einige bei mir getan haben.

Titus von Issendorff, Stella Hilb



Nikolaï Granel



Stella Hilb